

Die Oktaven an das stille Haus

Autor(en): **Thun-Hohenstein, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 1

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Oktaven an das stille Haus

von Paul Graf Thun-Hohenstein

*Du stilles Haus, du erstes, das ich kannte,
 Du bist mein Märchenschloß – ich bin dir gut!
 Da ich den Kinderblick zu Gott hin sandte,
 Wuchs ich heran in deiner sichern Hut.
 Ob unbewußt auch, mächtig doch schon brannte
 Der Zauber, den du hegst, in meinem Blut :
 Die Luft war müde, die das Kind gesogen,
 Müde Gedanken haben es umflogen.*

*Und auch dem Knaben ward nicht Lebenshärte
 Aus dieser Welt, die ihn so eng umschloß,
 Daß er durch Gitterfenster die versperrte,
 Die Welt der Sonne zögernd nur genoß.
 Ihm half ja nicht, wenn er am Gitter zerrte
 Und seine Kräfte maß, weil ihn verdroß,
 Daß tote Mauern seinen Sehnsuchtsrufen
 Nichts als ein totes Widerhallen schufen.*

*Dann aber kam die Zeit der ersten Ernte :
 Dem Jüngling weist der Knabe Ziel und Sinn ;
 Er führt ihn leise in die goldbesternte,
 Tiefblaue Welt der Menschenseele hin.
 Und wie das Kindsein sich von ihm entfernte,
 Wuchs aus dem eignen Herzen ihm Gewinn.
 Denn soll der Knabe sich zum Mann erfüllen,
 Muß eines Menschen Herz sich ihm enthüllen.*

*Gestalten sich aus dem Gemäuer schmiegen,
 Das seine Jugend steinern-schwer umstellt,
 In seiner Seele weiß er Seelen liegen,
 Die er dem Märchenvolke eingesellt.
 Doch rings um ihn, wie sie zuvor geschwiegen,
 So schweigt auch weiter die bewohnte Welt.
 Er aber letzt sein glühendes Verlangen
 In Quellen, die aus eigenem Grund entsprangen.*

*Du stilles Haus! Nie mehr in deinen Mauern
 Wirst du den Mann, dem solches wurde, sehn,
 Dem heute noch in heiligem Erschauern
 Die alten Wünsche durch die Seele gehn.
 Es gilt ein Abschiednehmen ohne Trauern,
 Denn sinnlos muß das Abschiedswort verwehn:
 Solang ich lebe, wird in mir auch leben,
 Was du dem Kinde, das da litt, gegeben.*

*

*Es war nicht immer so, daß ich in Liebe
 An dir gehangen bin, du stilles Haus;
 Denn Zeiten gab es, da mir war, als triebe
 Mich eine unnennbare Macht hinaus,
 Nur irgend fort, und wenn ich weiter bliebe,
 Erwürgte mich wie Stickluft all der Graus,
 Der aus jahrhundertalten Mauern starrte
 Und mich mit Gleichgewohntem ewig narrete.*

*Da war ein Licht, das jeden Abend rußte,
 Und immer gleich der Duft im Bücherspind,
 Ein Weg, den Tag für Tag ich gehen mußte,
 Und jeder Mensch war so und so gesinnt. . . .
 Auch später noch, da ich schon manches wußte
 Und wohl begriff, daß niemand sich entrinnt,
 War mir vor solchem ewig gleichen Zwange,
 Vor diesem « Stets derselbe sein » so bange.*

*Da trieb mich Scheu vor den gebahnten Wegen
Ins Waldesdickicht und die Zäune lang –
Wie sich doch alle Menschen gleich bewegen,
Jedweden Tag, im altgewohnten Gang!
Und mitten in die Wiese mich zu legen,
Von Halmen hoch umstanden, war mein Drang :
Nichts als der Himmel und das Gräserschwanken !
Fern von der Menschheit schweben die Gedanken....*

*Und so begann die blaue Himmelsschale
Im Sonnenfunkeln ihr Gespräch mit mir,
Da wuchsen Flügel mir mit einemale
Und trugen mich empor, weit weg von hier ;
Doch unten blieb, im dunklen Erdental,
Das Menschsein in Entsagung und in Gier :
Das Glück so reicher, so geweihter Stunden
Ist nie mehr ganz aus meinem Ich geschwunden.*

*Mit Grauen aber muß ich es noch denken,
Daß solche Weihe auch ein Ende nahm.
Die Stunde rief, den Flug herabzulenken
Und alles Glück, das mir von oben kam,
Tief in den Panzer meiner Brust zu senken,
Wie Ungebild von Schande und von Scham.
Und immer wieder mußte ich mich zwingen,
Den Schritt zu gehen, den die andern gingen.*

*So immer mehr erschlafften mir die Bande,
Die, Mensch zum Menschen, unser Leben sind,
So immer mehr erwuchs ich zum Verstande,
Daß alles Menschliche zu nichts zerrinnt,
Von überreifem Wissen bis zum Rande
War ich erfüllt, und dennoch blieb ich Kind,
Ein Kind, dem viel Erfassen eingegeben,
Doch kein Erfahren ward, kein Selbsterleben.*

*Da fing der Haß mir an emporzubrennen,
 Denn ich begriff : man nahm mir eine Welt,
 Man ließ mich nicht die Wunderkraft erkennen,
 Die unser Leben erst ins Leben stellt,
 Daß alle Arbeit, alles Müh'n und Rennen
 Nur dann den einen, großen Sinn behält,
 Wenn wir in Wünschen, Streben, Streiten, Lieben
 Nie mit uns selber ganz allein geblieben.*

*Ich aber war an mir allein geworden,
 Ein zweites Selbst schuf ich aus mir heraus
 Und schuf in seltsam rauschenden Akkorden
 Mir eine Welt, und in der Welt mein Haus ;
 Und alle Lust zu lieben und zu morden,
 Die Lebensfreude und den Lebensgraus,
 Ich mußte sie an mir allein erproben,
 In Einsamkeit, das Aug' zu Gott erhoben.*

*Denn Er war Zeuge meines armen Lebens,
 Sein Größtes schien mir die Allgegenwart,
 Die bis ins Letzte des geheimsten Strebens
 Uns mild umfächelt oder schwer umstarrt ;
 Wir suchen zu entrinnen – so vergebens!
 Sie zu versöhnen – unser Gott bleibt hart!
 Doch über allem Glück sind jene Stunden,
 Da wir uns ganz in Gott hineingefunden. . . .*

*Dies zweite aber Seiner Machtgebote :
 So wie du selbst soll dir der Nächste sein!
 Es forderte : aus Feuerlettern drohte
 Sein hoher Sinn mit heißem Flammenschein.
 Und hie und da, von Ihm entsandt, ein Bote
 Stand licht vor mir und pochte : Laß mich ein!
 Doch meiner Einsamkeiten Wonneschauen
 Ließ mich dem Ich mehr als dem Du vertrauen.*

*Nur manchmal, wenn ich emporgestiegen
Auf eine Höhe, und der Blick war frei,
Sah ich die Fernen blau verdämmernd liegen,
Eintönig über mir der Krähenschrei,
Und all die schwarzen Vögel sah ich fliegen,
Wohin? In alle Welt – vorbei, vorbei!
Da schwoll ein heißes Sehnen mir zur Kehle
Nach einer nicht, nach aller Menschheit Seele.*

*Und eines Tags geschah das kaum Geglaubte –
Und mußte doch geschehn – : die Schranke fiel!
Was all die Jahre mir die Freiheit raubte,
Sank hin wie fortgewehtes Kartenspiel,
Ich fühlte frischen Wind ob meinem Haupte
Und ringsum, ohne Grenzen, ohne Ziel,
Mir aufgetan das Weite dieser Erde,
Daß es mein goldnes Gut, mein Eigen werde.*

*Da schritt ich ungerührt und ohne Trauer,
Der Zukunft nur gedenk, durchs offne Tor.
Die Welt so groß, und ich – war frei! O Schauer
Von Himmelsgeigenton und Engelchor!
Und wie des stillen Hauses Kerkermauer
Sich meinem rückgewandten Schau'n verlor,
War ich von einem Glück so ganz durchflossen,
Desgleichen ich noch nie zuvor genossen.*

*

*Die Zeit verging, erst unvermerkten Ganges, –
Denn auch Sekunden zählt so junges Glück,
Und junge Freiheit hält so frohen Dranges
Erlebnislust im Fliehen noch zurück,
Daß aus dem Augenblick ein lebenslanges,
Ein Vollgenießen werde – und kein Stück
Der langen Tage und der kurzen Nächte,
Das mir nicht eine Welt der Freuden brächte.*

*War doch mein Herz so ungewohnt zu leben,
 So unbekannt noch mit der Macht des Du,
 Das Gott in unsere Welt hineingegeben –
 Und noch ein andres legte Er dazu,
 Damit wir ewig leiden, ewig streben
 Und ewig Sehnsucht sind nach Glück und Ruh' :
 Die Macht des Ich, und keine Macht auf Erden
 Kann solcher hohen Mächte Herrin werden.*

*Doch diese Macht des Ich im Menschenherzen
 War mir im stillen Hause aufgewacht,
 Aus tausend Freuden und aus tausend Schmerzen
 War sie als Gottesgnade hoch entfacht;
 Aus meinem Sein nicht wieder auszumerzen,
 Blieb sie mein Leid, mein Glück – und meine Macht,
 Die sich dem Du gewaltig widersetzte,
 Daß es mich sprengte, bis ins Tiefste, Letzte.*

*So wurde denn die Reifezeit der Jahre,
 In der die Menschen sonst so glücklich sind,
 Daß die Erinnerung ans Wunderbare
 Ein langes Leidensleben heil durchrinnt
 Und noch dem Antlitz auf der Totenbahre
 Ein Lächeln, krampflos-still, zurückgewinnt,
 Mir eine Welt des Aufruhrs und der Qualen – –
 Wie wird der Tod einst meine Züge malen. . . . ?*

*Und wieder ging die Zeit, mit raschern Schritten. . . .
 Ich lernte, daß die Arbeit Tröstung schafft,
 Daß sie verschleiert, was wir je gelitten,
 Und unserm Dasein Kraft gibt, eine Kraft,
 Die, was noch bleibt, nachdem wir ausgestritten,
 Zu einem Leben neu zusammenrafft,
 Das reich genug ist, Schätze aufzuspeichern,
 Und reich genug, die andern zu bereichern.*

*Doch auch das eine lernte ich erkennen,
Daß Arbeit nicht der Zweck des Lebens ist ;
Mag man sie auch mit hohem Namen nennen,
Am Ende bleibt sie das, was man vergißt,
Wenn Gott aus unserm letzten Einbekennen
Mit Seinem Maße unser Wirken mißt :
Was wir durch Arbeit auch erringen mochten –
Wie ging der Kampf? Wie ward er ausgefochten?*

*Und ich erfuhr : was uns an Leid beschieden,
Bevor wir noch den Sinn des Leids erfaßt,
Geht nicht zugrund, wie alles sonst hienieden,
Was uns das Leben bringt an Qual und Last :
Gott nimmt es auf und wandelt es zum Frieden,
Der jenseits dessen, was man liebt und haßt,
Uns Bringer ist der hochgeweihten Stunden,
Da wir uns ganz in Gott hineingefunden.*

*So ging der Kampf in mir zu leisem Ende.
Das Ich und Du, sie blieben unbesiegt,
Und nun, an einer stillen Lebenswende,
Da noch vielleicht ein Wirken vor mir liegt,
Verschränken sie die mildgewordnen Hände,
Die sich so lange bis aufs Blut bekriegt,
Und Friede – nein, noch ist es weit zum Frieden,
Doch Friedensahnung ist mir schon beschieden.*

*Und solche Ahnung führt mich stets aufs neue
Nach meiner Kinderzeit im stillen Haus :
Ein Wolkenzug, ein Blick in Himmelsbläue,
Ein Pfiff, ein Räderknarren, das Gebraus
Des Herbstwinds – alles zaubert mir in Treue
Erinnerung herauf, und gleicher Graus
Vor tonlos schwerer, ungeheurer Leere,
Als ob ich Kind im stillen Hause wäre.*

*Doch aus der Leere formen sich Gestalten
 Und weisen Leben, das ich kennen muß,
 Sie schau'n mich an, ein kurzes Innehalten,
 Und wieder fort in geisterhaftem Fluß,
 Als folgten sie dem Locken von Gewalten,
 Mir zu geheimem, seltsamem Genuß,
 Und schwänden hin, getreu denselben Rufen,
 Die immer Neues aus dem Nichts erschufen.*

*Soühl' ich wieder mir lebendig werden,
 Was einst das junge Ich im Traum erschaut;
 Die Welt des Geistes, zweite Welt auf Erden,
 Die sich das Kind schlafwandelnd aufgebaut,
 Sie lebt, in gleichen Formen und Gebärden,
 Und ist mir anders doch als je vertraut :
 Denn aus der Macht des Du in meinem Leben
 Kann ich sie bannen, kann ihr Namen geben.*

*Und weiß es gut : das gottgesandte Leiden,
 Das unverdient ein junges Herz durchwühlt,
 Gibt uns die Kraft, vom Diesseits abzuschneiden,
 Wenn noch die Brandung volle Wellen spült,
 Und unser Herz noch diese großen Beiden,
 Das Leben und den Geist, im Pulsschlag fühlt.
 Das Leben – Wahrheit, Geist – zu Gott hintreten :
 Ich muß im Geist und in der Wahrheit beten.*

*So bin ich wieder Kind, und jene Stunden,
 Des Kindes leidgebornes Sonnenglück,
 Da ich mich ganz in Gott hineingefunden,
 Sie ziehn am Himmel strahlenrein zurück ;
 Die Heimat, die mir längst dahin geschwunden,
 Sie baut sich neu, ich grüße Stück für Stück
 Und weiß mir unverlierbar, Gottes Gabe,
 Was ich dem Geist zurückgewonnen habe.*

*Du stilles Haus, du erstes, das ich kannte,
Du bist mein Märchenschloß – ich bin dir gut!
War all das Leiden, das ich Folter nannte,
Da ich erwuchs in deiner sichern Hut,
War all das Leiden, dies von Gott gesandte,
Genug des Göttlichen in meinem Blut?
Kann ich denn wirklich mir kein Leid mehr denken,
Das mich vermag, wie du einst, zu beschenken?*

*Ich bin zu Ende und kann Betteln gehen
In dieser Welt, die soviel Leid beschert,
Ich bin zu Ende und darf wiederssehen,
Was diese Welt von neuem mir gewährt,
Ich bin zu Ende und soll auferstehen
In dieser Welt, die strahlend wiederkehrt – –
Es hat ein Kind im stillen Haus gelitten,
Es will ein Mann sich neues Leid erbitten.*